

sprechen. Haben wir es hier mit einer Teil-Ganzes-Relation zu tun? Ist ›Sexuiertheit‹ ein Teil von ›Menschsein‹ oder ›Personsein‹? Und dies permanent oder nur intermittierend? Sind ›Weiblichkeit‹ und ›Männlichkeit‹ abstrakte Universalien, die wir als gedankliche Konstruktionen zur Prädikation von höheren Lebewesen benötigen? Oder haben wir es eher mit abstrakten Individualien zu tun, mit Geschlechtstropfen, die zusammen mit anderen Eigenschaftstropfen so komplexe Gebilde ergeben können, wie Menschen es sind? Solche und ähnliche Fragen, eingebettet in den allgemeineren Kontext einer analytisch orientierten Ontologie, könnten ›das Rätsel des Geschlechts‹ aus philosophischer und feministischer Sicht einer Lösung näher bringen. Mit anderen Worten, ich plädiere für eine furchtlosere Einstellung zur Ontologie und für eine Entdramatisierung metaphysischer Themen.

(2) Eine Theorie des Geschlechts bedarf meines Erachtens notwendig der Kategorie der Geschlechtsindifferenz. Das klingt paradox, hat aber sowohl logisch als auch feministisch einen guten Grund. Beispiel: (i) Paula denkt, der Ball ist rund. (ii) Paula ist weiblich. (iii) Der Gedanke von Paula, daß der Ball rund sei, ist weiblich. Es ist evident, daß (iii) ein Non-Sequitur ist, aber warum? Weil Gedanken, egal ob sie von Paul oder Paula gedacht werden, geschlechtsindifferent sind. Sie sind nicht sexuierbar. Das mag einigen trivial erscheinen, aber die feministische Philosophie weist Tendenzen auf (Code 1991), insbesondere die Erkenntnistheorie vollzustopfen mit Geschlechtsparametern (kritisch dazu Trettin 1995). Ein wohlverständener Geschlechtskonstruktivismus wäre aber nicht unerheblich mit der De-

konstruktion von Geschlechtsattributen, mit der Eliminierung von Geschlechtsdifferenzen beschäftigt. Eine Reflexion auf verschiedene Formen der Negation von spezifischen und unspezifischen Geschlechtsattributen, gepaart mit einer egalitären Einstellung, hat die neuere feministische Forschung bisher weitgehend vermissen lassen. Im Gegensatz zu den vorherrschenden differenztheoretischen Ansätzen empfehle ich eine sparsame Verteilung von Geschlechtsattributen. Aber nach welchen Kriterien läßt sich auch die sparsamste Verteilung rechtfertigen?

(3) Im Gegensatz zu Klinger möchte ich den Begriff der sozialen Konstruktion (des Geschlechts) nicht symbolisch erweitern oder aufladen, sondern deflationieren. Das heißt, den Konstrukten soll eine natürliche Referenzbasis weitgehend entzogen werden. Warum? Vor allem deshalb, weil die Konstruktionsmetapher gewissermaßen zurückschlagen kann als gänzlich literal verstandene Anweisung und so empirischen Frauen Unrecht antut, bis hin zur Verweigerung ihrer Existenz (vgl. das Beispiel der Abtreibung weiblicher Föten), und weil ganz allgemein eine weitgehende De-Emphasierung des Geschlechts sachhaltig und im Sinne des Feminismus ist. Eine Möglichkeit, eine Deflationierung von *gender* herbeizuführen, besteht darin, außer einer schwachen physiologischen und bio-funktionalen *differentia specifica* keine Geschlechtsparameter anzuerkennen. Die Geschlechterdifferenz schrumpfte dann zusammen auf eine differente Verteilung von Hormonen und eine unterschiedliche Ausbildung primärer und sekundärer Genitalien. Das wär's. Weder ist das eine Hormon auf das andere reduzierbar, noch sind die physiolo-

gischen Formen und ihre Funktionen in irgendeiner Weise hierarchisch anzuordnen.

(4) Der Antirealismus in bezug auf kulturelle Manifestationen des Geschlechts und soziale Konstruktionen generell ist wenig überzeugend. Daß Personen, die wir ›Frauen‹ zu nennen gewöhnt sind, auch in egalitären europäischen Gesellschaften in der Regel mehr arbeiten und weniger verdienen und in manchen Kulturen weniger zu essen haben als Personen, die wir ›Männer‹ nennen, ist eine Tatsache. Irgendeine Form von Realismus erscheint mir deshalb unausweichlich. Eine schwache Form wäre ein Erfahrungsrealismus. Aber die Realismus-Antirealismus-Debatte hat in der feministischen Diskussion bisher noch nicht stattgefunden. Meiner Beobachtung zufolge herrscht hier große Unsicherheit und Konfusion vor. Einerseits wird davon ausgegangen, daß Männer und Frauen existieren, andererseits sind sie ›bloße Geschlechtskonstrukte oder auch ›Artefakte‹, womit suggeriert wird, daß es sie eigentlich gar nicht gibt. Allerdings kann ich mich an einem Tisch ebenso stoßen wie an einem Stein. Das Widerfahrnis eines artifiziellen Gegenstands kann genauso real und schmerzhaft sein wie dasjenige eines natürlichen Gegenstands. Die geschlechtlichen Attributierungen sind in bestimmten Situationen genauso real wie die Personen selbst. Mit einem Wort, ich plädiere für eine zumindest schwache Form des Realismus, die Geschlechtskonstrukten den Status der Wirklichkeit zugesteht, wenn sie empirisch erwiesen werden können. Im übrigen ist die Realismusfrage ein offenes Feld philosophischer und feministischer Recherche.

Judith Butler – ein Sohn ihrer Zeit

Versuch über die Verwirrung der Geschlechter als Zeitphänomen

Andrea Roedig

Judith Butler bestreitet die angebliche ›Natürlichkeit‹ der Geschlechter und damit auch das System der Zweigeschlechtlichkeit von ›Mann‹ und ›Frau‹. Dabei stützt sie sich auf ein sprachphilosophisches Argument, demzufolge Sprache nicht eine zuvor schon vorhandene Realität widerspiegelt. Realität stellt sich, im Gegenteil, mit der sprachlichen Bezeichnung erst her. ›Geschlecht‹ erweist sich damit grundlegend als ein soziales Konstrukt, dem nichts ›Natürliches‹ entspricht. Die gesellschaftskritische Funktion der Thesen Butlers ist unbestritten. Ihre Aussagen sind jedoch selbst gesellschaftlich verankert und lassen sich als Ausdruck der gegenwärtigen Auflösung traditionaler Geschlechterrollen und von ›derealisierenden‹ Erfahrungen in einer Welt der neuen Medien begreifen.

Von Hegel stammt der Satz, Philosophie sei ihre Zeit in Gedanken gefaßt. Dieses merkwürdige Diktum besagt einerseits, daß Philosophie ihre eigene Gegenwart gedanklich durchdringt und so deren rationale Struktur, deren ›Wahrheit‹ offenlegt. Gleichzeitig besagt das Diktum aber auch, daß keine Philosophie »über ihre gegenwärtige Welt« hinausgehen kann (Hegel 1970: 26). Philosophie ist also Ausdruck, ›Reflexion‹ im Sinne eines Spiegels der geschichtlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen sie entstanden ist. Wenn ich im folgenden den zahlreichen Anmerkungen zu Judith Butlers philosophischer Geschlechtertheorie noch einige hinzufüge, so will ich dies – wenn auch nicht in einem streng dialektischen Sinn – in der Perspektive von Hegels Diktum tun. In einem ersten Schritt werde ich Butler hinsichtlich der ›philosophischen Punkte‹ ihrer Theorie darstellen und dann die Darstellung in die Frage zurückführen, unter welchen Bedingungen eine solche Theorie entstehen kann. Ich werde also versuchen, die Zeitdiagnose Butlers noch einmal zeitdiagnostisch zu lesen: Was sagt das, was Butler über die Geschlechter sagt, über Butlers ›Geschlecht‹ aus?

Feminismus in Schwierigkeiten

Judith Butler hat in Deutschland eine heftige Debatte ausgelöst. Ihr zentrales Anliegen ist es, den Feminismus in politischer wie in theoretischer Hinsicht von einem scheinbar notwendigen Rekurs auf Identitätsvorstellungen abzukoppeln und zu einem anderen Umgang mit Identitätskategorien – wie zum Beispiel ›Frau‹ – zu bewegen. Damit trifft Butler einen neuralgischen Punkt in der feministischen Diskussion, die ja bisher in einer Art ›doppelter Buchführung‹ die Geschlechtsidentität ›Frau‹ einerseits als ideologisch (weil patriarchalen Vorstellungen entstammend) denunzierte, die Kategorien ›männlich‹ und ›weiblich‹ aber gleichzeitig als bedeutsame und fixe Grundlage des eigenen Denkens voraussetzte (vgl. Roedig 1992). So ergab sich das zweiseitige Unternehmen, daß feministische Theorie sich über eine Kritik am Modell ›Frau‹ etablierte, aber mit dieser Kritik auch immer schon Gefahr lief, sich selbst den Boden unter den Füßen wegzuziehen. Dennoch: Ein Feminismus ohne den Begriff ›Frau‹ schien – bisher – schlechterdings undenkbar.

Kritik am Identitätsdenken und die sprachliche Herstellung von Wirklichkeit

Was ist gegen ein Identitätsdenken und folglich gegen eine Identitätspolitik unter dem Label ›Wir Frauen‹ einzuwenden? Schlicht gesagt: die Idee von Unveränderlichkeit, Ursächlichkeit und ›Substantialität‹, die mit diesem Denken verbunden ist. Das klingt zunächst nicht gerade weltbewegend – wieso sollte man Identitäten nicht veränderlich denken? – wird aber, konsequent zu

Ende gedacht, unsere Vorstellungen von Geschlecht, Realität und Wahrheit auf radikale Weise in Frage stellen.

In dem Geflecht von pragmatischen, strukturellen, normativen und philosophisch-theoretischen Argumenten, die Butler gegen Identität ins Feld führt, gibt es einen grundsätzlichen Kern: Sie kehrt – in Anlehnung an Nietzsche, Foucault und die ›postmoderne‹ Zeichentheorie – unser Verständnis von Sprache um. Normalerweise gehen wir davon aus, daß ein Begriff etwas bezeichnet, daß er auf etwas verweist. Wir glauben zum Beispiel, daß die reale Existenz der Frauen Ursache des Begriffs ›Frau‹ ist, der sie beschreibt und in gewisser Weise abbildet. Genau dieser Glaube an den Abbild- oder Ausdruckscharakter führt jedoch in die uns allen bekannten Schwierigkeiten: Der Allgemeinbegriff ›Frau‹ kann die konkrete Vielfalt der ›weiblichen‹ Individuen nicht erfassen, und umgekehrt entsprechen die realen Frauen (bei Stellenbesetzungen zum Beispiel) nie den Erwartungen, die wir an sie ›als Frauen‹ stellen. Wir wissen zwar (in den meisten Fällen), wer eine Frau ist, können aber nicht angeben, was ›Frausein‹ überhaupt ausmacht. Warum ist das so?

Vielleicht erliegen wir einer Täuschung der Grammatik. Die eigentliche Pointe in Butlers Argumentation besteht nun darin, die beschreibende Funktion der Begriffe in Frage zu stellen. Sprache, so lautet die These, beschreibt nicht eine Realität, sie stellt die Realität mit ihrer Benennung erst her. Butler bezieht sich hier auf die Tatsache, daß es für uns keinen unmittelbaren Zugang zu den Gegenständen der Welt geben kann: sie sind das, was sie sind, nur in ihrer sprachlichen Vermittlung. Es wäre sinnlos zu fragen, was eine Frau ›an sich‹ ist, da ›Frausein‹ immer nur in

unseren begrifflichen Vorstellungen von Frausein erscheint und nur durch diese Vorstellungen konstituiert ist. Es gibt also gar keine Frauen vor dem Begriff ›Frau‹. Sprache ist ›performativ‹, das heißt, im sprachlichen Akt wird erst das zur Existenz gebracht, wovon die Rede ist, und es ist eine Täuschung zu glauben, daß das, worauf sich die Sprache bezieht, ›vor der Sprache schon da gewesen ist.

Die Idee einer sprachlichen Konstitution von Wirklichkeit ist nicht neu. Neu oder zumindest erstaunlich ist allerdings die Konsequenz, mit der Butler die Diskurse als sich materialisierende Akte begreift. Die Radikalität ihrer Thesen ergibt sich daraus, daß sie die ›Performativität‹ von Sprache als ein Seinsgesetz der sozialen Prozesse interpretiert und damit auch die Herstellung von Geschlecht erklärt. Geschlecht – und diese Aussage ist einleuchtend – existiert nicht einfach, es muß immer wieder hergestellt, realisiert werden. Geschlechtsidentität ist ›eine Art ständiger Nachahmung, die als das Reale gilt‹ (Butler 1991: 8), sie ist ein Effekt, der durch die ›Stilisierung des Körpers erzeugt wird‹ (Butler 1991: 206), sie ist die permanente Wiederholung einer Regel, einer Norm.

Die Herstellung von Identität durch Ausschluß

Indem Butler die Beschreibungsfunktion der Sprache bestreitet und durch Performativität ersetzt, löst sie die Trennung von Zeichen und Bezeichnetem (Referenten) auf. Sprache verweist nicht auf etwas anderes als sich selbst, sie repräsentiert nicht etwas, das ›hinter‹ ihr liegen würde. Damit steht Butler in der postmodernen Tradition, die – mit

Bezug auf die Zeichentheorie Ferdinand de Saussures – die Bedeutung eines sprachlichen Zeichens nicht über das definiert, was es bezeichnet, sondern über die Differenz der Zeichen untereinander.

Diesen Aspekt hat Butler vor allem in ihrem zweiten großen Buch ›Körper von Gewicht‹ aufgenommen und mit einem starken normativen Impuls verbunden, indem sie die These vertritt, daß (Geschlechts-) Identitäten sich über Ausschlüsse herstellen! ›Die Bildung eines Subjekts verlangt eine Identifizierung mit dem normativen Phantasma des ›Geschlechts‹ [sex], und diese Identifizierung findet durch eine Zurückweisung statt, die einen Bereich des Verwerflichen schafft, eine Zurückweisung, ohne die das Subjekt nicht entstehen kann‹ (Butler 1995: 23). Was will Butler damit sagen? Ein Körper wird als männlich oder weiblich qualifiziert, wenn er bestimmte Bedingungen erfüllt, das heißt, wenn bestimmte Merkmale an ihm nicht auftreten. In diesem Sinn ist ›Geschlecht‹ (sex) immer an eine Norm gebunden. Auch die hegemoniale Ordnung der Heterosexualität bildet sich erst über den Ausschluß und das ›Verwerflichmachen‹ anderer Beziehungsrelationen, wie zum Beispiel der Homosexualität.

In der Rede vom ›Ausgeschlossenem‹, ›Verworfenem‹ kommt Butlers eigene normative Intention zum Ausdruck, denn Ausschlüsse sind meist als gewaltsame Akte begriffen, die hegemoniale Machtverhältnisse etablieren und einem radikaldemokratischen Ideal zuwiderlaufen. Daher optiert Butler immer für eine Verflüssigung von Grenzen, für eine möglichst weitgehende Inklusion der ›verworfenen‹ Identitäten.

Das gilt ebenfalls für die politische Identität ›Frauen‹: Auch sie

In der Renaissance begann man mit Nachdruck zu verkünden, daß Wahrheit und Fortschritt in der Medizin nicht in Texten, sondern im geöffneten Körper zu finden seien. In Sektionshand-

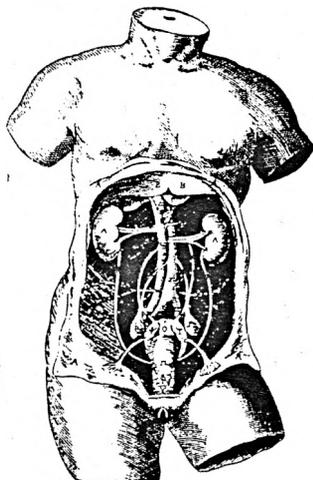
büchern versuchte man bis ins 18. Jahrhundert hinein, das ›Ein-Geschlechts-Modell‹ plausibel zu machen, nach dem die Frau nicht grundsätzlich, sondern nur ein bißchen anders als der Mann

war. Der geöffnete weibliche Torso – in Nachahmung eines Werks der griechischen Antike – bildet die Vagina in Form eines in den Leib gerutschten Penis ab. Abb. aus: Laqueur 1992: 101.

stellt sich über Ausschlüsse her und provoziert daher die Kritik und das Unbehagen derjenigen, die sich nicht richtig repräsentiert fühlen: zum Beispiel der schwarzen Frauen, der Lesben, der Frauen der sogenannten Dritten Welt, der Transsexuellen. Der Begriff ›Frauen‹, sagt Butler, kann »niemals das vollständig beschreiben... was er benennt« (Butler 1995: 286). Genau daher wird er nicht nur Identifizierungen, sondern auch Desidentifizierungen hervorrufen und Abspaltungen bewirken. Butler sieht in dieser Instabilität eine Chance: Statt an einer festumrissenen Kategorie ›Frau‹ festzuhalten, sollte dieser Begriff vielmehr als ein Ort der permanenten politischen Auseinandersetzung und Neuartikulation begriffen werden (Butler 1995: 287, 291).

Das Verhältnis von sex zu gender

Mit dem oben beschriebenen Argument der Performanz stellt Butler nun auch die Binarität der Geschlechter Mann und Frau in Frage. Wie wir ja gemeinhin für notwendig halten, weil wir sie auf die Existenz zweier evident verschiedener natürlicher Geschlechtskörper zurückführen. Schon seit längerem gibt es – gestützt durch ethnologische, historische und empirische Untersuchungen – Zweifel an der ›Natürlichkeit‹ und Universalität der Zweigeschlechtlichkeit (Hagemann-White 1984, 1988; Haraway 1987). So kennt man Gesellschaften, die mehr als zwei Geschlechter zulassen, und bis ins 18. Jahrhundert hinein galt auch in der abendländischen Kultur ein ›Ein-Geschlechts-Modell‹, wonach die Frau eben nicht anders, sondern nur ein bißchen anders Mann war als der Mann (Laqueur 1992). Auch



Studien zur Transsexualität lassen Zweifel an der Bestimmbarkeit eines klaren Dimorphismus aufkommen (Lindemann 1993; Hirschauer 1993).

Butler jedoch beruft sich nicht auf empirische Studien, sie operiert mit theoretischen Argumenten. Um die Zweigeschlechtlichkeit zu hinterfragen, greift sie zunächst auf die in der feministischen Diskussion übliche Unterscheidung von sex (biologisches Geschlecht) und gender (soziales Geschlecht) zurück. Diese Trennung war eingeführt worden, um der Vorstellung ›Biologie ist Schicksal‹ entgegenzuarbeiten. Butler radikalisiert nun die Differenz sex/gender, indem sie die Unabhängigkeit der beiden Seiten stark macht: Wenn – wie die Feministinnen behaupten (müssen) – die Biologie nicht die Ursache der Geschlechtsidentität ist, dann existiert die Geschlechtsidentität in gewisser Weise unabhängig von der Biologie. Genau betrachtet ist es dann aber auch beliebig, welche

Geschlechtsidentität sich auf welchen Körper bezieht: weibliche Geschlechtsidentität könnte einem männlichen Körper zugewiesen werden und umgekehrt. Dies einmal zugestanden, ist nun auch nicht mehr einzusehen, warum es nicht mehr als nur zwei Geschlechtsidentitäten geben soll: Es könnten ebensogut drei, fünf oder fünfzig sein (Butler 1991: 22f.).

Interessant ist, daß Butler das Verhältnis von sex und gender analog zu ihrem Modell von Gegenstand und Begriff denkt und denselben theoretischen Schritt vollzieht: Zwischen sex und gender besteht kein Referenzverhältnis. Gender ist nicht Ausdruck von sex und auch kein Zeichen, das auf einen zugrundeliegenden Körper verweist. Eher verhält es sich umgekehrt, daß sex sich erst durch gender herstellt. »Die Geschlechtsidentität«, schreibt Butler, »umfaßt auch jene diskursiven/kulturellen Mittel, durch die eine ›geschlechtliche Natur‹ oder ein ›natürliches Geschlecht‹ als ›vordiskursiv‹, d. h. der Natur vorgelagert... etabliert wird« (Butler 1991: 24). Einfacher ausgedrückt: Das sogenannte biologische Geschlecht ist keine Naturtatsache, vielmehr ist die Vorstellung einer Natur ›vor‹ der Kultur, eines sex ›vor‹ gender, selbst ein in sozialen Bedeutungsakten hergestelltes Denkmuster.² Butler hat also in ihrer Argumentation die Differenz sex/gender zunächst verschärft, um dann die Dualität in einem zweiten Schritt aufzuheben: sie läßt sex in gender, Natur in Kultur aufgehen.

Hier wittern die KritikerInnen nun eine gefährliche Beliebigkeit, so als könne, wenn alles ›bloß‹ Kultur ist, auch alles nach Gusto geändert werden, als könnten wir die Geschlechter wechseln wie Kleider (Duden 1993). Dieser Vorwurf kommt nur zustande, wenn unhinterfragt ›Natur‹

Definition
durch Ausschluss

als Notwendigkeit und ›Kultur‹ als Freiheit/Wandelbarkeit gesetzt wird. Doch diese Aufteilungen gelten für Butler nicht mehr. Sie sieht die Kultur als eine ›Matrix‹, die uns durch und durch prägt und unsere Körper erst gestaltet. Es ist nicht die Natur, die uns unsere Formen gibt, sondern die Kultur. Wir können ihr gar nicht enttrinnen, höchstens ihre Bedeutung verschieben. Wenn man sich das in seiner ganzen Tragweite klarmacht, verflüchtigt sich der Eindruck der Beliebigkeit und geht fast schon in sein Gegenteil über.

Sprache und Sein

Das große Problem bei alledem ist allerdings das Verhältnis von Sein und Sprache. Da es für Butler keinen Gegenstand ›hinter‹ oder ›vor‹ der Sprache geben kann (weil wir gar nicht sagen könnten, was ein solcher Gegenstand sein sollte), werden Gegenstand und Diskurs ununterscheidbar, und es scheint, als sei der Körper nichts anderes als seine kulturelle/sprachliche Bedeutung.

Der häufigste Vorwurf gegen Butler ist demnach auch der der ›Entkörperung‹, der ›Diskursivierung‹. Butler mache, so heißt es, den Körper zum Text und etabliere einen ›linguistischen Monismus‹, weil sie nichts außerhalb der Sprache zulasse (Lorey 1993; Landweir 1993; Duden 1993). Der Einwand ist berechtigt, und die Plausibilität von Butlers These hängt nicht zuletzt davon ab, wie man ›diskursiv‹ versteht und ob zwischen Sprache und Materialität noch ein Unterschied gemacht werden kann. Denkt Butler bei ›Diskursen‹ oder ›kultureller Matrix‹ wirklich nur an eine sprachliche Schöpfung, oder umfaßt das Wort ›diskursiv‹ alle sozialen Praktiken? Und ist

›Performativität‹ mit ›kultureller Produktion‹ gleichzusetzen?

In ›Körper von Gewicht‹ wehrt sich Butler gegen den Vorwurf des ›Linguistizismus‹. Ihr gehe es mit der These der Performativität nicht um Entkörperung, sondern lediglich darum, deutlich zu machen, daß es keinen Körper ohne Norm gibt, daß Körper immer schon geformt, das heißt mit Bedeutung durchsetzt sind.³ Auch will sie der Vorstellung entgegenarbeiten, der Körper sei ein Substrat, eine zugrundeliegende Materie ›an sich‹, der man wie Wachs ein Siegel aufdrückt. Butler denkt vielmehr an eine sich durchdringende Konstitution von Norm und Körper und setzt hierfür den Begriff der ›Materie‹ an: ›Die Materialität des biologischen Geschlechts wird durch eine ritualisierte Wiederholung von Normen konstruiert‹ (Butler 1995: 15). Materie ist nicht ein Ort oder eine Oberfläche, ›sondern... ein Prozeß der Materialisierung, der im Laufe der Zeit stabil wird, so daß sich die Wirkung von Begrenzung, Festigkeit und Oberfläche herstellt, die wir Materie nennen‹ (Butler 1995: 31).

Butler geht es um Beweglichkeit, und daher versteht sie das anscheinend Beharrliche als Prozeß: nicht Materie, sondern Materialisierung, nicht Wirklichkeit, sondern Verwirklichung, nicht Realität, sondern Realisierung.

Was den heiklen Punkt des Verhältnisses von Sprache und Sein angeht, so fügt Butler nun einige moderate Töne ein: Zu behaupten, der ›Diskurs sei formierend, ist nicht gleichbedeutend mit der Behauptung, er erschaffe, verursache oder mache erschöpfend aus, was er einräumt‹ (Butler 1995: 33). Diskurs und Materialität sind zwar gänzlich miteinander verflochten, denn ›was

materiell ist, entgeht niemals ganz dem Prozeß, durch den es signifiziert wird‹ (Butler 1995: 99), sie sind aber keineswegs aufeinander reduzierbar. Der Gegenstand, ›das, was fordert benannt zu werden (der Körper?), ist zwar in der Sprache, niemals aber vollständig aus Sprache.

Dennoch: Der Materie-Begriff bleibt unscharf, und die häufig kryptischen Formulierungen in ›Körper von Gewicht‹ dienen dazu, eine klare Position zu vermeiden. So ist letztlich nicht auszumachen, ob das Konzept der ›Materialisierung‹ nun eine Weiterentwicklung darstellt oder ob es nur als eine Camouflage des alten linguistischen Monismus aus ›Das Unbehagen der Geschlechter‹ gelesen werden muß.

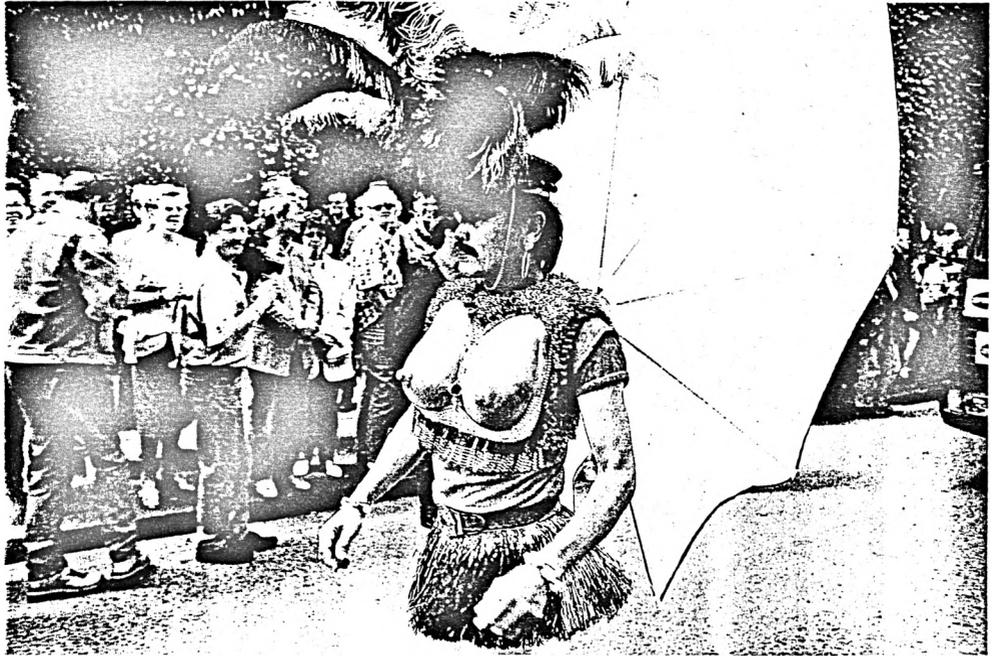
Lebenswelt

Wozu dieser ganze theoretische Aufwand? Butler will zeigen, daß die Vorstellung der natürlichen Unterscheidung zwischen Mann und Frau nicht einer ›Wahrheit‹ entspricht, sondern im Dienst einer heterosexuellen Norm steht, die sich den Schein der Notwendigkeit und Natürlichkeit zulegt. Geschlechter sind nicht, sie stellen sich als eine Regel immer wieder neu her. Butler will darüber hinaus zeigen, warum der Feminismus flexibler mit der Kategorie ›Frau‹ umgehen muß. Die Berufung auf das Geschlecht ›Frau‹ ist epistemologisch und politisch fragwürdig, da sie dem Trugschluß einer substantiellen Identität aufsitzt und sich über die eigene performative Kraft nicht im klaren ist: Mit der angeblichen Beschreibung der Realität der Frauen wird deren Rolle erst festgeschrieben; wo die Feministinnen sich unreflektiert auf die Kategorie ›Frau‹ stützen, werden sie immer auch das Spiel jener

Die natürliche Unterscheidung zwischen Mann und Frau entspricht nicht einer Wahrheit, sondern steht im Dienst einer heterosexuellen Norm, die sich den Schein der Notwendigkeit und Natürlichkeit zulegt. Für Judith

Butler wäre die Auflösung der binär organisierten Identitäten politisch subversiv und entspräche einem radikaldemokratischen Verständnis. Ob die Teilnehmer der Paraden am Christopher's Street Day in Köln 1997

Butler zustimmen würden, derzufolge Parodie und Travestie den feministischen Kampf beerben, sei dahingestellt. Foto: Manfred Linke/laif.



publizierten patriarchalen Norm spielen, der sie entkommen wollten.

Schließlich möchte Butler zeigen, daß eine Verschiebung der Geschlechtsidentitäten möglich und auch notwendig ist. Da sie die heterosexuelle Matrix als einen Zwangszusammenhang versteht, der sich durch Ausschlüsse, Verwerfungen und Normierungen konstituiert, wäre die Auflösung der binär organisierten Identitäten politisch subversiv und entspräche einem radikaldemokratischen Ideal. Mit Parodie, Travestie und *queer*-Praktiken will Butler den feministischen Kampf beerben.

In gewisser Weise ist das plausibel, denn man muß sich nur einmal

klarmachen, was es hieße, wenn in den Medien, in den Chefetagen großer Konzerne, in den politischen Parteien und in den Familien plötzlich wirkliche Unsicherheiten über die Geschlechtsidentität um sich greifen würden. Wenn tatsächlich nicht mehr klar wäre, ob es eine Sekretärin ist, die im Vorzimmer des Chefs sitzt, oder ob das Covergirl auf dem *Playboy* wirklich ein Girl ist. Ihren vollen kritischen Sinn erhalten die Thesen Butlers allerdings erst, wenn nicht nur Frausein, sondern erst recht das für allgemeinhaltend gehaltene Mannsein wirklich als Konstrukt begriffen wird. Die Kastrationsdrohung, die in Butlers

Ansatz steckt, ist bisher immer noch unterschätzt worden.

Doch eines macht stutzig: Flexibilität, Identitätswechsel. Unabhängigkeit von körperlicher Befindlichkeit – das ist genau das, was kapitalistische Gesellschaften ihren Mitgliedern abverlangen. Der Verdacht ist nicht von der Hand zu weisen, daß Butler uns das als subversives Ideal verkauft, was längst schon Mode, Norm und zum Teil auch Wirklichkeit geworden ist. Es ist ein eigenartiges Merkmal vieler Gesellschaftstheorien *postmoderner* Provenienz, daß in ihnen Affirmation und Kritik der bestehenden Verhältnisse fast ununterscheidbar nah beieinander-

Flexibilität, Identitätswechsel, Unabhängigkeit von körperlicher Befindlichkeit sind im Wertesystem der kapitalistischen Gesellschaft positive Eigenschaften, die Transsexuelle in reiner, aber bisher noch nicht allge-

mein akzeptierter Form verkörpern. Affirmation und Kritik der bestehenden Verhältnisse liegen ununterscheidbar nahe beieinander. Die transsexuelle Jacqueline I. mit ihrem Freund Harlan. Foto: D. Fuchs, Frankfurt.



liegen. Auch für Butlers Theorie ergibt sich der Eindruck, ihre Einsichten erschöpften sich »oftmals in der umstandslosen Affirmation jener Prozesse, deren Ausdruck sie eigentlich sind« (Annuß 1996: 513).

In einigen Studien ist gezeigt worden, wie Butlers Geschlechterkritik als Spiegel des gesellschaftlichen Wandels, der Pluralisierung und Ästhetisierung der Lebenswelt (Annuß 1996) oder als Form einer neuen, auf Einzigartigkeit zielenden, »romantischen Individualität« (Eberlein 1995) gelesen werden kann. Erst auf dem Boden einer Enttraditionalisierung der Geschlechterrollen, einer Entkoppelung von Gebärvermögen und weiblichem Körper durch die Möglichkeiten der Reproduktionsmedizin, erst auf dem Boden einer Vervielfältigung der Lebensstile und zunehmend auftretender biographischer Brüche ist überhaupt eine solche Theorie der Geschlechter- und Begehrenspuralität möglich. »Was das Individuum betrifft«, sagt Hegel, »so ist ohnehin jedes ein Sohn seiner Zeit« (Hegel 1970: 26) – schön, daß wir uns über den »Sohn« gar nicht mehr aufregen müssen.

Was Butler betrifft, so haben auch die Jubelparaden und *gay-pride*-Inszenierungen der Schwullesbenbewegung deutlich auf ihr Befreiungskonzept abgefärbt. Die *gay society* ist mehr und mehr dazu übergegangen, sich stolz, bunt und lebensfroh zu präsentieren und neigt dabei nicht selten zu einer euphorischen Selbstüberschätzung, die sich bei Butler wiederfindet. Wann immer sie die angeblichen Ursachen als Effekte entlarven will, sie versäumt es, auch die *queer*-Identität ernsthaft als einen Effekt des gesellschaftlichen Systems zu analysieren. Die subversive Emanzipation von Schwulen und Lesben verhält sich durchaus

marktkonform und paßt ins ökonomische Konzept: *gay*-Aktivitäten (und -Identitäten) sind ein expandierender Markt von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Medienwelt

Der hier kurz vorgestellten soziologischen Deutung läßt sich eine weitere Variante hinzufügen, mit der sich auch Butlers philosophischer Überbau als zeitgenössisch charakterisieren ließe: Die Art, wie Butler Geschlechtskonstruktion erklärt, erinnert nicht selten an das, was die Theorie der neuen Medien und die gesellschaftskritisch ausgerichtete Zeichentheorie als Struktur der gegenwärtigen Gesellschaften beschreiben. Ich skizziere nur einige Punkte:

- Butler vertritt eine Sprachauffassung, derzufolge Zeichen ihre Bedeutung nicht durch das gewinnen, was sie bezeichnen, sondern über ihre Differenz untereinander. Das Zeichen »hat« in diesem Sinn keinen Referenten, gewinnt aber selber eine gewissermaßen gegenständliche Qualität. Man könnte nun vermuten, daß eine solche Auffassung von Sprache eine Welterfahrung spiegelt, in der das, was wir bisher das »Reale« genannt haben, keine große Rolle mehr spielt. Jean Baudrillard hat diesen gesellschaftlichen Zustand als »Ordnung der Simulation« beschrieben, in der sich Zeichen nur gegen Zeichen austauschen (Baudrillard 1978: 39ff.). In der Warenwelt des Konsums, so Baudrillard, werden die Objekte zu bloßen Zeichen. Denn die Gegenstände dienen nicht mehr der basalen Bedürfnisbefriedigung, sie gewinnen ihren Wert vielmehr durch die imaginären Bedeutungen, die sie als Zeichen – zum Beispiel als Prestige-

objekte – annehmen (Friedrich 1993: 80ff.). Wenn Butler die Geschlechter über ihre Zeichenhaftigkeit definiert, beschreibt sie die Körper genau in dieser Waren- und Simulationslogik.

- Nach dem Muster der Simulation funktionieren auch die unsere Erlebniswelt bestimmenden elektronischen Medien. In der technischen Entwicklung handelt es sich nicht mehr darum, daß eine Realität zu jeder Zeit und in jeder Kultur anders interpretiert wird – mit der technischen Entwicklung werden ganz neue Realitäten geschaffen. Die Berichterstattung, die wir als Nachrichten täglich verfolgen, gibt sich die Form, als zeige sie »etwas«, als vermittele sie tatsächliche Ereignisse. Doch der Glaube an den Abbildcharakter dieser Übermittlung wird – berechtigterweise – zunehmend brüchiger, wie erst kürzlich die Reaktionen auf das »gefälschte« Bildmaterial des Journalisten Born zeigten. Es ist unbestritten, daß die Form der Präsentation den Inhalt beeinflusst; die Ereignisse können gar nicht »rein« gezeigt oder abgebildet werden. Wo findet eigentlich die Wirklichkeit des Gezeigten statt? Der Medientheoretiker Marshall McLuhan hat in seiner provokanten These »the medium is the message« darauf hingewiesen, daß in den (neuen) Medien die Botschaft, der Inhalt, gar nicht maßgeblich sei; Die Form ist der Inhalt, sie ist das, was gesagt wird, was wirkt.

- Der gemeinsame Nenner, unter den diese zeichen- und medientheoretischen Beschreibungen unserer Gesellschaft gebracht werden können, ist, daß sie die Welt nicht mehr in zweiwertigen Relationen beschreiben: nicht Subjekt und Objekt, nicht Zeichen und Bezeichnetes, nicht wahr und falsch, nicht Natur und Kultur, nicht Form und Inhalt, nicht Innen und Außen. Judith Butlers

Geschlechtertheorie fügt sich hier ein. Ihre These »sex ist gender« erinnert in ihrem Duktus, die Form als Inhalt zu beschreiben, durchaus an McLuhans »the medium is the message«. Die Geschlechtsinszenierung ist das Geschlecht. Auch die Bestimmung der Körpergrenzen findet hier eine Parallele: Für Butler sind die Oberflächen der Körper, ihre Begrenzungen fließend und diskursiv festgelegt (Butler 1991: 190ff., 204), die Grenze zwischen Innen und Außen ist gesellschaftlich definiert. Das scheint einer Körpererfahrung in der Welt der neuen Medien zu entsprechen. »Es gibt... kein Subjekt-Objekt-Verhältnis zwischen Mensch und Medien: Radio, Telefon und TV funktionieren nicht außerhalb unserer selbst; deshalb können wir sie auch nicht kritisch distanzieren« (Bolz 1990: 120). McLuhan begriff die Medien als Extensionen unserer Sinnesorgane, die elektronischen Medien als Erweiterung des Zentralnervensystems. Die Welt ist so kein Gegenüber, sie wird zum neuronalen Netz, in dem alles mit allem verschaltet ist, der Körper wird zu einem Resonanzraum der Welt (Bolz 1990: 132). Wir verlieren uns an das Fernsehen, das Radio, den Computer – weil sie Teil unserer selbst sind. Technische Implantate, Herzschrittmacher, Mikrochips bevölkern unsere Körper. Eine klare Grenze zwischen Innen und Außen, zwischen Natur und Maschine kann nicht gezogen werden.

Es wäre ein lohnendes Unternehmen, die Theorie der Geschlechtertendifferenz genauer mit der Theorie der neuen Medien zu vergleichen. Vielleicht stellt sich ja heraus, daß die mythische Lebensform, die narzisstische Selbstbespiegelung und das digitale Kommunikationsmodell des Feedback – alles Merk-

male, mit denen die Medienwelt charakterisiert wird – bei Butler schon vorausgesetzt sind. All das wäre genauer zu untersuchen, und es wäre zu bestimmen, wo der Grat verläuft, der eine kritische Analyse der Wirklichkeit, wie Butler sie intendiert, von deren unkritischer Reproduktion trennt.

Es ist mehrfach gegen Butler eingewendet worden, sie denke nicht historisch. Das ist richtig. Zwar spricht sie in Anlehnung an Foucault immer von »Genealogie« und wiederholt beharrlich, die Körper hätten eine Geschichte. Doch sie konzentriert sich so sehr auf den – vielleicht etwas übertriebenen – Kampf gegen ein substantialistisches, essentialistisches Identitätsdenken, daß sie immer wieder nur die Veränderlichkeit und Konstruiertheit der Geschlechter betont. Der Unterschied zwischen

Konstruiertheit und Geschichtlichkeit geht dabei verloren.

Historisch würde Butler erst denken, wenn sie die Geschlechtsbilder in einen konkreten Kontext einbinden und auch ihr eigenes Modell als Modell einer geschichtlichen Zeit begreifen könnte.

Anmerkungen

¹ In »Das Unbehagen der Geschlechter« spielte diese Figur noch keine so große Rolle, und es scheint, als wolle Butler in »Körper von Gewicht« den Akzent ihrer Argumentation verschieben, um von einem linguistischen Idealismus wegzukommen: »Es ging nie darum, daß »alles diskursiv konstruiert« ist; diese Aussage, wann und wo immer sie gemacht wird, gehört zu einer Art von... Linguisti-

zismus. Er bestreitet die konstitutive Kraft des Ausschlusses, der Auslöschung, der gewaltsamen Zurückweisung...« (Butler 1995: 30).

² Der »Haken« an dieser Ableitung ist, daß sie die Ebenen wechselt: Von einer Aussage über Faktisches wird zu einer erkenntnistheoretischen Argumentation übergegangen, der wiederum der Status einer Aussage über Faktisches zugewilligt wird. Wenn unsere Vorstellung vom biologischen Geschlecht gesellschaftlich bedingt ist, heißt das noch lange nicht, daß das biologische Geschlecht (selbst) gesellschaftlich bedingt ist. »Sex« und »Vorstellung von sex« gehen bei Butler differenzlos ineinander über (Roedig 1994).

³ Butler scheint »Form« mit Norm gleichzusetzen und Formierung immer als Normierung zu verstehen.

Die ›Methodischen Postulate zur Frauenforschung‹ Ein Rückblick nach zwanzig Jahren

Maria Mies

Wichtigstes Anliegen der ›Methodischen Postulate zur Frauenforschung‹, die 1977 entstanden, war eine neue Praxis-Theorieverbindung im Dienste der Frauenbefreiung. Dieser Ansatz hat bis heute seine Relevanz behalten, obwohl inzwischen eine Re-Akademisierung der Frauenforschung, insbesondere unter dem Einfluß postmoderner Ideologie in den Hochschulen, stattgefunden hat. Die Lebendigkeit des Ansatzes einer Praxis-Theorieverbindung liegt nicht nur in der Belebung der Methodendiskussion, sondern vor allem in der Erhaltung der Handlungsfähigkeit als Grundlage der Erkenntnisfähigkeit.

Die Weisheit der Anfänge

Als ich im Februar 1977 auf einer Autofahrt von Köln nach Frankfurt die sieben ›Postulate zur Frauenforschung‹ auf einen Notizblock kritzelte, war mir kaum bewußt, daß sie einmal Geschichte machen würden. Ich war auf der Fahrt zum ersten Treffen feministischer Sozialwissenschaftlerinnen, das wir im Herbst 1976 auf dem Soziologentag in Bielefeld beschlossen hatten. Verschiedene Frauen hatten verschiedene Aufgaben übernommen. Ich hatte die Hausaufgabe, die Methoden der Sozialforschung einer kritischen feministischen Betrachtung zu unterziehen.

Auf dem nächsten Treffen in Darmstadt im Februar 1978 beschlossen wir die Gründung des Vereins ›Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V.‹, denn wir wollten nicht warten, bis die Herren der ›Deutschen Gesellschaft für Soziologie‹ gnädig genug wären, uns eine eigene ›Sektion Frauenforschung‹ zuzugestehen. Gleichzeitig gründeten wir die Zeitschrift: ›beiträge zur feministischen theorie und praxis‹, die erste theoretische feministische Zeitschrift in Deutschland. Die Diskussionspapiere, die wir uns gegenseitig bei dem Treffen in Frankfurt vortrugen, wurden in der ersten Nummer der ›beiträge‹ 1978 veröffentlicht. Darunter waren auch meine ›Methodischen Postulate‹.

In ausgearbeiteter Form trug ich sie im Herbst 1977 auf dem ›Hexencollege‹ an der Universität Nijmegen vor. Sie lösten in Holland sofort eine lebhaft Diskussions unter Feministinnen aus. 1979 erschienen die ›Postulate‹ als ›Occasional Paper‹ in Englisch am Institute of Social Studies, Den Haag, wo ich seit 1979 tätig war (Mies 1979). Soweit mir bekannt, sind sie in sieben deutschen und englischen Publikationen erschienen (unter anderem in Bowles u. Duelli Klein 1983; Hammersley 1993). Ich selbst habe danach noch mehrere Beiträge zur Methodendiskussion geschrieben (Mies 1982, 1984, 1987, 1989, 1991, 1994, 1996).

Wenn ich heute über diese Erfahrungen nachdenke, bin ich erstaunt über die Weisheit der Anfänge: In diesen feministischen Gründungen ging es uns nicht etwa nur darum, Frauen einen Platz im akademischen Elfenbeinturm zu erobern, sondern die Wissenschaft aus diesem Elfenbeinturm zu befreien und allen zugänglich zu machen. Es ging uns um nichts weniger als um die Revolutionierung der patriarchalischen Wissenschaft. Vor allem wollten wir Praxis und Theorie verbinden, und zwar in dieser Reihenfolge (Mies 1994: 107ff.). Zuerst war da die Frauenbewegung, die wir selbst initiiert hatten: unsere Kämpfe gegen Gewalt gegen Frauen, um die Abschaffung des Paragraphen 218, für Frauenhäuser, für viele feministische Projekte, um Raum in den Universitäten. Und nun wollten wir diese Erfahrungen nicht mehr länger aus unserem akademischen Alltag ausblenden, sei es als Studentinnen oder Dozentinnen.

Diese Suche nach einer neuen Praxis-Theorie-Verbindung war nicht zufällig, sondern für die meisten Feministinnen in den Hochschulen eine existentielle Notwendigkeit.